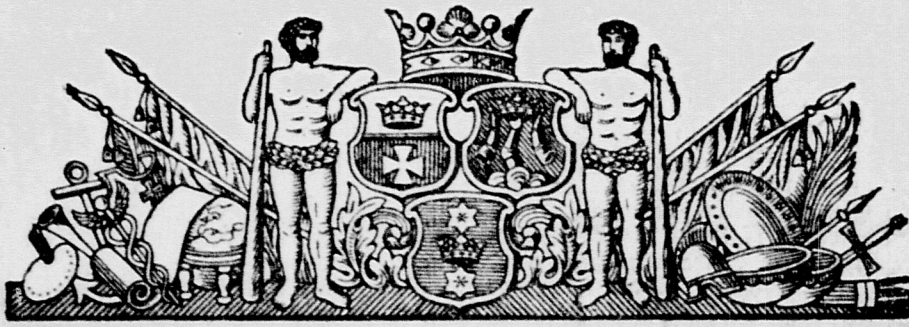


# Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3.— M., frei Haus 3,50 M., monatlich 1.— M., frei Haus 1,20 M. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 M., monatlich 1,25 M. (ohne Bestellgeld).

Telephonanschlüsse: Redaktion Nr. 1011, Expedition und Verlag Nr. 36, Buchdruckerei Nr. 3307, Chefredaktion u. Direktion Nr. 5.



Anzeigen werden in der Expedition Münchenerhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus entgegengenommen und kosten für die einseitige Beilage oder deren Raum 20 Pf., für Inseraten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pf. (Arbeitsmarkt u. Wohnungsanzeiger 15 Pf.) Reklamen 75 Pf.

Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pf.

Telephonanschlüsse: Redaktion Nr. 1011, Expedition und Verlag Nr. 36, Buchdruckerei Nr. 3307, Chefredaktion u. Direktion Nr. 5.

## Zur Beachtung

### für unsere Abonnenten!

Im Interesse pünktlicher Zustellung ersuchen wir, das Abonnement der

„Königsberger Hartung'schen Zeitung“ bei den Postanstalten, unserer Hauptexpedition, den Filialen und Ausgabe-Stellen rechtzeitig zu erneuern.

Die Hartung'sche Zeitung erscheint zweimal täglich. Der Abonnementspreis beträgt:

#### In der Stadt:

|                          |                           |
|--------------------------|---------------------------|
| Bei Abholung:            | Durch die Trägerinnen:    |
| pro Quartal . . . 3.— M. | pro Quartal . . . 3,50 M. |
| pro April . . . 1.— M.   | pro April . . . 1,20 M.   |

#### Durch die Post:

|                               |
|-------------------------------|
| pro Quartal . . . . . 3,75 M. |
| pro April . . . . . 1,25 M.   |

Das Bestellgeld kostet pro Monat 24 Pf. extra.

Probennummern kostenlos!

Anfang Mai erhalten unsere Abonnenten das sachmännisch bearbeitete

**Kursbuch für den Sommer 1913** gratis zugestellt.

Expedition der „Hartung'schen Zeitung“.

## Einheitliche Wahlurnen.

Die Suppenterinnen und Zigarrenkisten werden, wie die Berichte der Wahlprüfungskommission des Reichstages ergeben, noch immer bei Reichstagswahlen als Wahlurnen benutzt. Der Reichstag hat seinerzeit fast einstimmig den Reichskanzler ersucht, die Ein-

führung einheitlicher und das Wahlgeheimnis sichernder Wahlurnen alsbald zu veranlassen. Aus dem von sozialdemokratischer Seite im Reichstag herangezogenen Gutachten des Staatssekretärs Dr. Deibler ergibt sich, daß die Reichsregierung aus taktischen Gründen, um den Parteien der Linken einen Agitationsstoff zu nehmen, bereit ist, auf den Wunsch des Reichstages einzugehen. Aber Preußen stellt sich dieser Reform hindernd in den Weg. An die Einführung einheitlicher amtlicher Wahlurnen für die Reichstagswahlen ist vorläufig leider nicht zu denken. Aber der Bundesrat ist bereit, dem Wunsch des Reichstages wenigstens soweit entgegenzukommen, wie in den Reichslanden für die dortigen Landtagswahlen zugestanden ist.

In Elsaß-Lothringen ist bekanntlich 1911 für die Landtagswahlen das allgemeine, direkte Wahlrecht mit geheimer Abstimmung eingeführt worden. Als Wahltag ist dort der Sonntag gesetzlich festgelegt. Von einem Isolerraum ist in dem reichsständischen Wahlgesetz nicht die Rede. Doch ist es als Fortschritt gegenüber dem Reichstagswahlgesetz zu begrüßen, daß in den Reichslanden die Wahlurnen bei den Landtagswahlen abgegeschlossen sein müssen. Bei den Reichstagswahlen ist nur durch das Wahlreglement bestimmt, daß auf dem Wahlzettel „ein verdecktes Gefäß (Wahlurne) zum Hineinlegen der Stimmzettel“ vorhanden sein muß. Der Versuch, für die elsass-lothringischen Landtagswahlen amtliche Wahlurnen einzuführen, ist im Reichstag vor zwei Jahren nicht geglückt. Doch hat der Reichstag bestimmt, daß in Elsaß-Lothringen die Wahlurnen „den im Verordnungswege zu erlassenden Normativbestimmungen entsprechen sollen“. Auf dem Verordnungswege ist alsdann für die reichsständischen Landtagswahlen angeordnet worden, daß die Wahlurnen gewisse Mindestmaße in bezug auf Länge, Höhe und Breite, und in bezug auf die Abschließbarkeit haben müssen. Nach diesem Muster will jetzt auch der Bundesrat für die Reichstagswahlen verfahren. Er will Mindestmaße für die Wahlurnen allgemein vorschreiben mit der Einschränkung, daß in Wahlbezirken mit sehr kleiner Wählerzahl diese Mindestmaße bis zu einer gewissen Grenze noch herabgesetzt werden dürfen. Diese Vorschläge des Bundesrates bedürfen der Zustimmung des Reichstages. Der Reichstag wird seine Zustimmung sicher nicht geben, wenn nicht die Gewähr geboten wird, daß die Mindestmaße für Wahlurnen unter allen Umständen auch in den allerkleinsten Wahlbezirken eine Verletzung des Wahlgeheimnisses ausschließen.

Ein stichhaltiger Grund für die Zurückhaltung des Bundesrates gegenüber dem Wunsche des Reichstages nach Einführung einheitlicher Wahlurnen ist nicht vorhanden. Früher hat sich der Bundesrat jahrzehntelang auch ablehnend verhalten gegenüber der Forderung, einheitliche Stimmzettel zur Sicherung des Wahlgeheimnisses einzuführen. Der Bundesrat hat es ein Menschenalter hindurch gebildet, daß bei den Reichstagswahlen durch unterschiedliche Stimmzettel das Wahlgeheimnis gründlich verletzt werden konnte. Bald wurde dies herbeigeführt durch den bläulichen Schimmer des für die weißen Stimm-

zettel von dieser oder jener Partei ausgewählten Papiers, bald durch den biden Druck, der auf der Rückseite des zusammengefalteten Stimmzettels den Namen des Kandidaten deutlich verriet, bald durch die Stärke des Papiers, sowie durch die Größe des Formats. Heute ist vorgeschrieben, daß bei den Reichstagswahlen die Stimmzettel neun zu zwölf Zentimeter groß und von mittelfestem, weißem Schreibpapier sein müssen. Die Farbe und der Druck spielt heute bei den Stimmzetteln überhaupt keine Rolle mehr, weil sie in einem am Licht gelieferten Umschlag gesteckt werden müssen. Selbst innerhalb des Bundesrates wird heute kaum ein einziges Mitglied Auskunft zu geben vermögen, weshalb diese Vorrichtungen zur Sicherung des Wahlgeheimnisses nicht schon in den 1870er Jahren eingeführt worden sind. Rehnlich wird man auch im Bundesrat einst über die Wahlurnen denken.

## Die Wahlbeteiligung zum Reichstag.

Das vor kurzem erschienene zweite Heft der Statistik des Deutschen Reichs über die Reichstagswahlen von 1912 gibt u. a. auch einen interessanten Aufschluß über die Beteiligung der Wähler an den Wahlen. Das Gesamtbild, um dies sofort festzustellen, ist erfreulich; es zeigt uns, daß die Wahlbeteiligung bei den deutschen Reichstagswahlen außerordentlich stark ist und kaum noch übertroffen werden kann.

Während bei früheren Wahlen die Gesamtziffer der Wahlbeteiligung oft unter 80 pCt. zurückblieb, hat sie diesmal für das Deutsche Reich die respektable Höhe von 84,9 pCt. erreicht. Wenn wir die Ziffern nach den einzelnen Bundesstaaten gruppieren, so ergibt sich, daß einzelne der Kleinstaaten mit einem einzigen Wahlkreis die Durchschnittsziffer ganz betrüblich überragen. Die höchste Wahlbeteiligung erreicht demgemäß Südbad mit nicht weniger als 94,7 pCt.; es folgt Reuß a. L. mit 94 pCt. und hierauf Sachsen-Altenburg mit 92,6 und Reuß j. L. mit 92,3 pCt. Die Hansestadt Bremen, die bei der Wahl von 1908 hinsichtlich der Wahlbeteiligung den Vogel abgeschossen hatte, rangiert diesmal hinter obigen Bundesstaaten mit „nur“ 90,6 pCt.; darüber steigt noch das Herzogtum Anhalt mit seinen beiden Wahlkreisen auf insgesamt 91,9 pCt., während das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin sich, was jedenfalls hier und da überraschen wird, mit 90,1 pCt. auch sehr fleißig im Wählen gezeigt hat. Von den größeren Staaten bleibt Preußen mit insgesamt 84,5 pCt. nur um eine ganze Prozentzahl hinter dem Durchschnitt zurück. Das Königreich Sachsen, Württemberg und Baden übertreffen den Durchschnitt mit 88,8, 86,4 und 87,1 pCt. recht erheblich, Elsaß-Lothringen steht genau auf dem Reichsdurchschnitt, während das Königreich Bayern mit 80,9 pCt. verhältnismäßig stark dahinter zurückbleibt; es ist daran hauptsächlich der Regierungsbezirk Niederbayern schuld, der nur eine Wahlbeteiligung von 72,5 pCt. aufweist. Es ist dies charakteristisch, denn hier herrscht das Zentrum fast unumkämpft mit Ausnahme des Wahlkreises Pfalzgraben, der bauernbündlerisch

Unaufhörlich wirken die Gründe und Motive nach, die bei der Begründung eines neuen Zustandes maßgebend gewesen sind. E. v. Kante.

## Die Kultur-Akademie.

Berlin, im März.

Das Wort „Kultur“ — man kann auch „Stil“ sagen — wird von allen Berlinern, die ihrer Zeit genug zu tun wünschen, nur noch eifrigst verstanden. Wenn dem Berliner vormalig Kunst, Ruhe, Geld und die anderen am Tage liegenden Bequemlichkeiten des Lebens die Ziele aufs innigste zu wünschen waren, so ist er heute, seit seine Heimat die bourgeoise Mäule, die jahrelang bewahrte, puritanisch-kleinbürgerliche Zurückhaltung mit dem typischen Großstadt-Decolleté vertauscht hat, — Berlin wird doch noch einmal die schönste Stadt der Welt, — händig auf der Suche, um jede Funktion seines Tages und seiner Nacht auf die Maße des Stils und der Kultur zu bringen. Jedes Mäulingerbrüchlein soll seine mit dem Leben des sich an ihm Sittigenden harmonisch zusammenstrebende Eigenart haben: es wird auch nachgeprüft, wie etwa die Formen der Stiefelnächte und der Hauschlüssel mit dem Charakter des Besitzers in Beziehung treten können. Und die Leute mit dem großen Portemonnaie — „Wenn du Geld hast, find'st du höh're Ziele; arme Leute leben nicht im Stile“ — betreiben die Jagd nach der Geschmackskultur, die ihnen natürlich kein inneres Bedürfnis, sondern nur ein ihnen von den Salonpredigern zugesprochenes Schlagwort ist, so ganz sportlich, wie Polo, Golf oder Hoken. — Ich sehe, daß ich in diesem Augenblick und bei der Musterung dieses Ausfalls gegen die Verfeinerung des Geschmacks die Lippen meiner holden Lehrerinnen mit Bezug auf mich zu dem Wörtchen: „Kante“ öffnen. Ich würde aber dann doch bitten, diesen Knoten wieder von mir zu lösen. Denn ich habe natürlich gar nichts gegen den guten Geschmack in allen Lebensformen, gegen die Kultur als Großstadtbewahrerin der eigenen und benachbarten Existenz, sondern nur einiges gegen die heute von Neu-Berlin bestrebt, sehr gewalttätige Art, sich dieser Kultur zu nähern. Man warte doch ab, bis Madame Kultur ein gnädiges Augenzwinkern verzeiht; aber man sage nicht: „Sie, Fräulein, komm'n Sie mit!“ Wenn mir getreue Nachbarn, die gestern noch der deutschen Orthographie gegenüberstanden wie die Türken den Bulgaren an der Tschatalbischalinie, heute erzählen, daß die Farbe eines disharmonisch gegen die Tapete stehenden Möbelstückes sie „zur Verzweiflung bringen“ könne, so sehe ich diese Leute nicht auf der ewigen Suche nach Verfeinerung bezariffen, sondern habe für sie nur das gute, wenn ich mich nicht irre, dem Mesopotamischen entlehnte Wort „Schaut“ in Bereitschaft. Die Kultur hat man bereits dazulernen, wenn man sie übertreibt.

Plages breitet sich dieses Land Kulturien aus, erbaut auf dem Boden des „Hohen Zollern-Kunstgewerbehauses“, welches im übrigen durch die Ausstellungen „Der gedekte Tisch“, „Die Entwicklung der Mode“ u. s. w. wirklich kulturfördernd, weil im Sinne eines praktischen Anschauungsunterrichtes, aufklärend und geschmackbildend, gewirkt hat. Ich im Rahmen der Kultur-Akademie, die ein, auch zwei Male in der Woche zusammentritt, muß man sich im ganzen an Worte halten. Man geht hinein — ich werde gleich definieren, daß es sich hier nicht um eine Altwelbermühle, sondern um eine Jungweibermühle handelt — man fühlt sich borsig, jodeln innerlich unraffert. Aber man verläßt, wenn man etwa gehört hat, was der Architekt Ernst Friedmann über den Wohnungskultur, was der Dichter Georg Herrmann über die Segnungen des Wiedermeier, was die Modeschriftstellerin Margarete von Suttner und der rüdenkranke Kunsttrübler Fritz Stahl über andere Geschmackfragen zu sagen hatten, als Kulturmenschen das Lokal. . . . Dort wird um fünf Uhr Nachmittags ein kleiner Salon mit blutroter Tapete und zierlichen Kokostischen, auf deren blauen Gobelinbezogenen Diebstöcken Haseln spielen, zur Aula dieser Universität. Hinein in das gedämpfte Licht, hinter welchem die rotbeschrifteten Stehlampen gleich Fackelträgern sich aufgefängt haben, schweben, wie Moten, die Schüler und Schülerinnen („stud. kult.“). Weniger junge Herren, die mit beispiellos tippen Entzücken, mit fabelhaft topfen Kravatten und mit einer Bartracht, die sich plötzlich dem Wiedermeier-Badenbärtchen zuwendet, ihren Beschäftigungsnachweis zur Aufnahme in die Akademie zu erbringen trachten: mehr junge Frauen von jenem gepflegten Typ, den die Natur in einer nicht von der Drogenfabrikation überlasteten Stunde zur Welt zu bringen pflegt, und in deren Gegenwart von Geschmackverfeinerung zu reden eigentlich einen Pleonasmus bedeutet. Man setzt sich auf die Gobelinstühlen, um die polierten, schlankbeinigen Tische, und hüllt bei halblautem, um Gotteswillen nicht dreiwierlei-lautem Plaudern den Salon in das Rarum eines allgemeinen süßen Lächelns. Man saßt sich untereinander — und die braun librieren Domestiken fassen die Teetretter, auf denen Schalen und Kesteller im Sopran aneinanderflicken — mit Glacehandschuhen an. Die Ringerin, an denen die Maniküre täglich ihre Arbeit leistet, und die mit dem rofigen Glanz der Nägel und dem launigen Alabasterimbre der Haut wirklich etwas Anregendes haben, halten mit zierlichem Griff die Teetasse. Ein vollbärtiger Herr, tief geneigt über eine Brünneten, an deren Decolleté-Himmel weitab von einer Wolke schwarzen Taffets ein einsamer Brillanfstern steht, und deren blaßes Antlitz kupferfarbene Scheitel rahmen, sagt im Stile Sudermanns, wenn er in einer Konversationszene gereizt wird: „Gnädige Frau, ich sah Sie gestern vorüberflänzen.“ Selbst die Madinettes des Hauses, die zusehen, sind keine Geschmacksertrüger.

Und dann tritt plötzlich der „Professor“, der heute in dieser Akademie mit freier Tee- und Keksbefestigung Dienst tut, unter das Volk der lächelnden Pretiosen. Er steht da, an eine alte Waise gelehnt. Er spielt, „lässig“, wie der Dichter sagt, mit einer kalten Zigarette (die in dieser Umgebung der passende Magisterstab ist) und legt seinen südländischen Oskar Wilde-Kopf mit dem etwas verwirrten Haar, den weichen Zügen und dem Monofel in der Augenhöhle den Widen des Auditoriums aus, die ihm Beifall sprühen, da es kulturlos wäre, hier Beifall zu trampeln oder zu flutschen. Man denkt beim Anblick dieses

Dozenten der Kulturakademie, dessen Leiberes zugleich die Trachten-Elemente des Künstlers, wie die des Dandy aufs Tapet bringt, ein wenig an den Bellac des alten Herrn Bailleron, befinnt sich dann aber schnell darauf, daß im Grunde hier ein richtiger Dichter steht: der junge Doktor Emil Ludwig nämlich, der in romantisch-beflügelten Dramen, in einem vielbesprochenen Bismard- und einem funkelneuen Wagner-Buch Wortkünste und Phantasiekünste aus zusammenführt und es sogar ermöglicht, zugleich ein Politiker, zugleich ein Schwärmer zu sein. Er spricht über „Tradition und Geschmack“, aber er ist, mit deutlichem Fingerzeig auf die Berliner Großbourgeoisie, deren Vertreterinnen zu seinen Füßen sitzen, durchaus geneigt, dem Kultus der Ueberlieferung vor dem der Jungberliner Geschmackskultur den Vorzug zu geben, weil er in dieser letzteren nur Entgleisungen, nur ein wirres Vorwärtstreten, nur ein Sichübernehmen sieht. Er belächelt ein Zeitalter, in welchem ein jeder (und zumal der, der sie nicht hat) mit seiner Persönlichkeit haufieren geht; in dem die Sänglinge zugleich an die Vorzüge der ersten Milchsuppe und an die Vorzüge ihrer Persönlichkeit glauben sollen; und seine glotternden Sprüche: „Wer die Ohren nicht verpöckelt trägt, gilt heutzutage nicht als interessant“, oder: „Wer eine schöne Seele hat, braucht kein Wieder zu tragen“, passen mancher der anwesenden Snobinessen auszeichnet ins Wappen. Auch andere Aphorismen dieses Zeitbetrachters über den raiderben, gewaltiam und heftig gesteigerten Nihilismus des Berliner Gesellschaftslebens sind weittragend und beweiskräftig. Am wirksamsten aber sucht er, wie gesagt, die Rolle der Individualität zu dämpfen: — seine Sentenzen: „Vielleicht aus einem großen Irrtum heraus, aber stets ist der echte Künstler zurückhaltender als die Bourgeoisie“ und: „Es ist besser, die Persönlichkeit zu verfleinern, als sie nur äußerlich-revolutionär kundzugeben“, sprechen von Noblesse und geuender Bescheidenheit. Und sie fallen gewiß nicht, um jede Persönlichkeit zu erticken, sondern nur, um die Propaganda für die Persönlichkeit allein ihren Werken zuzuwenden. . . .

Im Gegenjag zu der Gepllogenheit anderer Univerjitäten fordert der Weltmann-Dichter-Professor nun seine Zuhörerinnen zur Disziplin auf. Er hat ihre Zuverlässigkeit in Geschmackdingen bezweifelt; nun verjucht er, zugleich mit einer neuen Zigarette, auch ihren Widerspruchgeist in Brand zu setzen. Aber die Pretiosen scheinen die leiten, kritischen Rutenstreich durchaus mit Wohlbehagen auf ihrer Sammethaut empfunden zu haben. Statt einer Pretioserie säuelt nur wieder das verächtlich-bezogene Lächeln durch den Salon, das die hübschen Gesichter dieser Damen unter Fleureusenheit und Reichtapp- als ständige Witter tragen. Allenfalls die geistreiche Modeschriftstellerin und ein schwarzbärtiger Gentleman wagen also Erwiderungen sehr lauwarmer Temperatur. Die übrigen genierten sich, rüchten auf den Zügen hin und her und schwiegen befangen die Kulturfrunde zu Ende. Und nur eine Dame nahm sich das Recht freier, wenn auch nicht lauter, so doch halblauter Meinungsäußerung. Sie wandte sich zu ihrer Nachbarin, so energisch, daß die schwarze Seide ihrer Robe zuckelte, zeigte zwischen den Lippen ein Züngeln, ganz spitz und so rot wie die Flechten ihrer sorgfältig ondulierten Haare, und sagte: „Si tacuisset, philosophus mansisset!“ . . .

Walter Turzinsky.